

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Adorno, Theodor W.

Nachgelassene Schriften. Abteilung V: Vorträge und Gespräche

Band 1: Vorträge 1949-1968

Herausgegeben von Michael Schwarz

© Suhrkamp Verlag

978-3-518-58731-7

SV

Theodor W. Adorno
Nachgelassene Schriften

Herausgegeben vom
Theodor W. Adorno Archiv

Abteilung V:
Vorträge und Gespräche
Band 1

Theodor W. Adorno
Vorträge
1949–1968

*Herausgegeben von
Michael Schwarz*

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2019

© Suhrkamp Verlag Berlin 2019

Alle Rechte vorbehalten,

insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz und Druck: Memminger MedienCentrum AG

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-58731-7

Inhalt

Vorträge

Städtebau und Gesellschaftsordnung (1949)	9
Die Aktualität der Soziologie (1951)	30
Ad Proust (1954)	55
Zur Einführung in die neue Musik (1954)	77
Zum Verhältnis von Individuum und Gesellschaft heute (1957)	118
Kultur und Culture (1957)	156
Abhängigkeit des Ausbildungszieles von den Stu- denten und ihren Erwartungen (1957)	177
Die menschliche Gesellschaft heute (1957)	189
Probleme der Musikkritik (1958)	223
Die autoritäre Persönlichkeit (1960)	239
Die Einheit von Forschung und Lehre unter den ge- sellschaftlichen Bedingungen des 19. und 20. Jahr- hunderts (1961)	265
Musikalische Bildung heute (1962)	300
Improvisationen über Wedekind (1962)	330
Ist Aberglaube harmlos? (1962)	352
Der Begriff der politischen Bildung (1963)	377
Richard Strauss – Fragen der kompositorischen Technik (1964)	387
Die Formprinzipien der zeitgenössischen Musik (1966)	419
Aspekte des neuen Rechtsradikalismus (1967)	440
Die Musik im Europa von heute – Deutschland (1968)	468
Einführung zur Aufführung des Pierrot lunaire (1968)	485

Stichworte zu den Vorträgen	499
<i>Anmerkungen des Herausgebers</i>	589
<i>Editorische Nachbemerkung</i>	761
<i>Register</i>	771

Vorträge
1949-1968

[...]¹ Die Frage der Schönheit einer Stadt ist ein Problem im Sinne der Kunstästhetik schlechterdings. Wenn wir von der Schönheit einer Stadt reden, dann meinen wir dabei eigentlich nicht die bloß formale Schönheit der Gebilde, und wir meinen sicher auch nicht das, was wir ›Ausdruck‹ in herkömmlichem Sinne in einer Dichtung oder in der Musik nennen, sondern in einem bestimmten Sinne nimmt die Schönheit der Stadt – wenn ich einmal in philosophischen Begriffen reden darf – eine Art von Mittelstellung ein zwischen dem Naturschönen und dem Kunstschönen, das heißt, es ist gar nicht so, daß die bestimmt geprägte Intention, die eindeutige Idee, die einer Stadt zugrunde liegt, über ihre Schönheit entscheidet, sondern das, was uns an einer Stadt, etwa an einer alten Stadt wie Bamberg oder Rothenburg als schön anspricht, das ist ein merkwürdiges Verschlungen-Sein von Formen und organischer Entwicklung auf der einen Seite und der Spur des Geschichtlichen auf der anderen Seite, das sich dann in eine Art von Ausdruck verwandelt und zu uns redet. Der Ausdruck einer Stadt ist das Gewesene, was [als] die Geschichte, das Vergangene aus dem Gegenwärtigen zu uns spricht.

Ich glaube, jede Betrachtung der Schönheit einer Stadt, die sich auf eines der beiden Momente, also auf das Moment der Kunstschönheit auf der einen Seite und dieses eigenartige Moment der historischen Schönheit auf der anderen festlegen wollte, würde eigentlich das Phänomen verfehlen. Die ganze Fragestellung nach der Stadt als einem Kunstschönen gehört einer außerordentlich späten Phase an. Sie ist wohl hervorgegangen aus den Reformbestrebungen, die in England Denker wie Ruskin und William Morris im 19. Jahrhundert eingeleitet haben als Reaktion zur Industrialisierung.² Diese Bestrebungen haben in Deutschland eigentlich im Jugendstil dann zu der Konsequenz des planvoll Schönen im Städtebau ge-

führt, das gerade Ihnen hier in Darmstadt von der Künstlerkolonie³ her in einem der schönsten Beispiele vertraut ist.

Diese Konzeption der Stadt als eines Kunstschönen setzt⁴ eigentlich voraus, daß das historische Element des Schönen im Städtebau nicht mehr trägt, daß es frei schwingt. Die Schönheit der Stadt ist etwas, was gemacht, was hergestellt werden muß, anstatt daß es sich in dieser Schwebelage zwischen den Elementen bildet. Das Problem, das sich an dieser Stelle ergibt, ist bereits ein gesellschaftliches Problem. Es deutet nämlich zurück auf die Situation des Bürgertums, die sich daraus ergibt, daß auf der einen Seite das Bürgertum seinem ökonomischen Prinzip nach, also dem ungebundenen, entfesselten Unternehmerkapitalismus nach, ein wildes Bauen entbunden hat, auf der anderen Seite aber der Verwüstung, die dieses wilde Bauen angerichtet hat, sich selber bewußt wird und nun versucht, von seinen eigenen Voraussetzungen, von seinem eigenen Boden dieses gesellschaftlich verursachte Unglück mit rein ästhetischen Mitteln zu heilen. Es ist ohne Zweifel ein gesellschaftliches Problem, ob es möglich ist, daß eine bestimmte Gesellschaftsordnung Verstümmelungen oder Bindungen, die mit ihr regelmäßig verbunden sind, dadurch heilt, daß sie auf sie reflektiert und auf Grund von ästhetischen Spekulationen verfährt. Sie alle wissen ja, daß dann die Bewegung der ›Neuen Sachlichkeit‹ in einem weitesten Sinne genau jene Bestrebungen eines freischwebenden Schönen in der Architektur, das aus sich selbst heraus lebt und nur für sich selbst sein will, auf das eindringlichste entwickelt hat. Dies läuft in Wahrheit darauf hinaus, ob jene Form der Gesellschaft, der die Auflösung jedes traditionellen Stils wesentlich ist, aus ihrem Wollen und aus Freiheit über ihre historische Bestimmung hinweg einen solchen Stil wieder schafft.

Sie sehen an diesem ersten Beispiel bereits, daß Fragen des Städtebaus unlöslich verbunden sind mit dem Kreis der Gesellschaft, innerhalb dessen er sich abspielt. Ich glaube aber, daß die Betrachtungsweise, die ich in einem weitesten Sinne ›kommunalpolitisch‹ nennen möchte, genauso unangemessen

ist wie die rein ästhetische Betrachtungsweise, und zwar nicht bloß deshalb, weil sie partiell ist und weil sie es versäumt, anstelle von Zusammenhängen zwischen der Gesellschaft nur gleichsam Probleme beschränkter Art, wie Zusammensetzung einer Gruppe, berufsmäßiger Aufbau einer Stadt, Bevölkerungsstatistik und andere Dinge anstelle der Struktur zu setzen. Das ist es gar nicht, sondern ich glaube – und das ist wahrscheinlich ein Problem, das Ihnen aus Ihrer eigentlichen Arbeit her ständig vertraut ist, das ich aber vielleicht doch als Gesellschaftstheoretiker einmal anführen muß –, daß der kommunalpolitische Blick fast notwendig gleichbedeutend ist mit einem verwaltungsmäßigen, mit einem administrativen Blick. Es scheint in dem Wesen eines solchen Blickes zu liegen, wenn der Städtebau vom Spezialisten aus als ein Problem erfaßt wird, das von oben her, also von denen aus, die kraft der gesellschaftlichen Arbeitsteilung dazu autorisiert sind, gelöst wird, daß aber eigentlich die Menschen, für die gebaut wird, dabei verhältnismäßig wenig zu sagen haben. Ich lasse es dahingestellt, ob die Menschen, für die gebaut wird, jemals so viel zu sagen hatten, wie es vielleicht der romantischen Anschauung erscheint. Das ist wahrscheinlich nicht der Fall gewesen. Aber immerhin wird von vornherein der Bewohner durch den kommunalpolitischen Blick – ich möchte beinahe sagen – zu einem Objekt gemacht, anstatt daß er das Subjekt wird. Darin reflektiert sich wieder ein gesellschaftliches Moment, daß unsere Gesellschaft so ist, daß die Menschen, die ihr angehören, in einem weitesten Maße gar nicht über ihr eigenes Schicksal frei befinden können, gar nicht ihre eigene Existenz wirklich frei selbst bestimmen, sondern daß sie in einem allerweitesten Maße abhängig sind von objektiven gesellschaftlichen Strukturen, die sie an diese und keine andere Stelle verweisen, denen sie gehorchen, denen sie sich fügen müssen. Wenn ich hier gleich einmal mit der Frechheit eines Philosophen eine Forderung anmelden darf, dann wäre es die, daß es eine der wichtigsten Aufgaben für den Städteplaner ist, daß er nicht die eigene Situation verabsolutiert,

sondern daß er sich dieses Verhältnis, das ich zu umreißen versucht habe, bewußtmacht und daß er versucht, in jedem Augenblick den Bewohner nicht als das Objekt zu sehen, das an diese oder jene Stelle gebracht werden, für das gebaut werden muß, der aber eigentlich der höheren Einsicht sich zu fügen hat, sondern daß die Reflexion auf den Menschen selber eigentlich das wichtigste Anliegen ist, das dahintersteht. Mit anderen Worten, ich glaube, wir dürfen bei der Frage des Wiederaufbaus der Städte nicht der allgemeinen Verdinglichung verfallen, die darin besteht, daß Menschen Objekte der Institutionen sind, und nicht, daß die Institutionen um der Menschen willen da sind.

Nun lassen Sie mich gleich an dieser Stelle den Verdacht der Naivetät ablehnen. Ich weiß so gut wie irgendeiner von Ihnen, daß eine solche Forderung viel leichter aufgestellt als durchgeführt ist. Ich weiß so gut wie Sie, daß wenn man alle Menschen etwa drauflosbauen ließe, wie sie es selber wollen, daß dann nicht nur Greuel herauskämen, sondern wahrscheinlich auch Dinge, die in keiner Weise praktikabel wären. Aber es ist doch ein Unterschied. Der Unterschied ist etwa der, wie Sie ihn in der Medizin beobachten können, wo es unzählige Kliniken gibt, bei denen Sie, wenn Sie hineingehen, das Gefühl haben, daß Sie wirklich die Objekte der Klinik sind und daß Sie eigentlich um der Klinik willen da sind und nicht die Klinik um Ihretwillen. In einer gut geleiteten Klinik wird man aber doch merken, daß das, was mit den Patienten geschieht, nicht nur abstrakt, sondern in einer konkreten Rücksicht auf die einzelnen Menschen geschieht. Wie das möglich ist, ob es etwa ratsam wäre, wenn man ständige Beiräte aus der Bevölkerung ernennen würde, die bei dem Plan der wiederaufzubauenden Stadt mitwirken, darüber steht mir kein Urteil zu. Ich könnte mir vorstellen, daß das Arbeiten mit solchen Beiräten keineswegs durchaus erfreulich wäre. Aber ich könnte mir auf der anderen Seite doch vorstellen, daß, soweit es sich nicht um die Platzgestaltung handelt, sondern soweit es sich um die wirklich menschlichen Anliegen

handelt, die dabei zu berücksichtigen sind, daß ein solcher ständiger Kontakt mit den Menschen anstatt ihrer bloßen Einordnung in die Zellen und Pläne sich als sehr vorteilhaft erweisen würde.

Sie haben danach ungefähr gesehen, in welcher Weise ich das zu umreißen vorhatte, wovon ich Ihnen sprechen wollte. Was ich vorhabe, ist zweierlei. Ich möchte Ihnen einzelne Beispiele geben für die Verflechtung von Städtebau und Gesellschaft, die sich mir historisch aufdrängen, und ich möchte dann in einem kurzen Schlußteil ein paar Folgerungen daraus ziehen in bezug auf die gegenwärtige Situation.

Zunächst zur Frage von Städtebau und Gesellschaft als einer historischen Frage. Das prinzipielle Beispiel, das ich dazu geben möchte, das eigentlich kein Beispiel ist, sondern das diese ganze Problematik behandelt, ist der Unterschied, der Ihnen allen aus der Literatur vertraut ist, von sogenannten spontan entstandenen und sogenannten geplanten, planmäßig entstandenen Werken. Ich hatte Gelegenheit, über diese Frage wenige Worte mit Herrn Prof. Gruber⁵ zu sprechen, und ich freue mich, daß er mir meinen Verdacht bestätigt hat, daß es wahrscheinlich auch bei der mittelalterlichen Stadt mit der Spontaneität nicht so weit her ist, wie wir gedacht haben, sondern daß in Wirklichkeit wahrscheinlich alle oder ein unendlich großer Teil von Städten nicht so organisch gewachsen sind, wie es aussieht, sondern ihnen in gewissem Sinne ein Plan zukommt. Aber es mag sich verhalten, wie es wolle. Ich glaube, daß dieser Unterschied von gewachsenen und spontan entstandenen Städten ein gesellschaftlicher Antagonismus, ein gesellschaftlicher Widerspruch ist, der sich greifen läßt, der eigentlich durch die ganze bisherige Geschichte oder Vorgeschichte sich hindurchzieht. Nämlich auf der einen Seite haben die geplanten Städte, also die in einem drastischen Sinne geplanten Städte – jeder weiß in Deutschland von Mannheim,⁶ um eines der ausgeprägtesten Beispiele zu nennen –, die den Vorteil der Rationalität haben, den Vorteil, daß in ihnen der Schmutz des Irrationalen in einem weitesten

Sinne vermieden wird, daß sie Licht und Luft haben, daß sie in einem bestimmten Sinne den Lebensbedürfnissen und den Verkehrsbedürfnissen angemessen sind. Sie haben aber auf der anderen Seite an diesen Städten immer das Gefühl – vielleicht kann man sagen – der Entfremdung, das Gefühl, daß diese Städte den Menschen als gewaltsam von außen ihnen aufgezwungen gegenüberstehen. Anders ist es bei den Städten, die uns heute als romantische Städte erscheinen, so daß sie zwar den Menschen nahe sind, daß in ihnen jener Widerspruch des von oben her Gesehenen und des einzelmenschlichen Daseins weitgehend überwunden erscheint, daß aber dafür diese Städte den sinnvoll verstandenen Bedürfnissen der Menschen nicht angemessen erscheinen. Es ist wahrscheinlich so, daß die ganze bisherige Geschichte unter diesem Antagonismus, unter dieser Antagonie von Rationalität und Irrationalität steht, daß die Irrationalität auf der einen Seite dem Menschlichen in einem höheren Maße Rechnung trägt als das Geplante, daß sie dann aber gleichzeitig als eine rückständige und den Menschen Leid zufügende Form sich erweist, während die Rationalität das Moment des Fortschrittlichen aufzeigt, des Planvollen, dafür aber nicht eigentlich das Anliegen der Menschen selber ist, sondern etwas, was von oben her, von Herrschaft her ihnen aufgezwungen und angetragen ist. Wenn wir einmal annehmen, daß dieser Antagonismus von Irrationalität und Rationalität als ein Unauflösliches wirklich die Geschichte durchdringt, dann wäre wohl die Hypothese nicht zu weit hergeholt, daß er sich schlechterdings schließt erst in einer wahrhaft demokratischen, in einer ihrem Inhalt nach demokratischen Gesellschaft, in der die Menschen wirklich die Meister ihres eigenen Schicksals, die Subjekte der Gesellschaft und nicht deren Objekte wären.

Nun lassen Sie mich in diesem Zusammenhang gleich kommen auf die beliebte Frage nach dem Grund der Schönheit mittelalterlicher Städte. Diese Frage wird ja gewöhnlich so gestellt, daß man fragt: ›Sind diese Städte wirklich geplant gewesen oder haben sie ihre Schönheit lediglich der hand-

werklichen Tradition zu verdanken?« Aber lassen Sie mich einmal von der Frage absehen, ob diese sogenannte ästhetische Schönheit eine rein ästhetische ist oder ob in sie irgendein Moment von Sehnsucht eingeht, das von uns projiziert wird, das rein ästhetisch gar nicht zu messen ist, sondern lassen Sie uns einmal diese Schönheit so unterstellen, wie sie gerade zu uns gesprochen hat, wenn wir unvoreingenommenen Sinnes nach Würzburg oder nach Bamberg gekommen sind. Da möchte ich doch wenigstens unterstellen, daß die Frage nach dem Grund jener Schönheit vielleicht nicht in dem Problem zwischen Städteplanung und Tradition liegt, sondern in der gesellschaftlichen Struktur, die bei jenen Städten zugrunde lag. Das waren ja durchweg Gebilde der einfachen Marktwirtschaft, in denen zwar wohl für den Markt produziert wurde, aber in der die Produktionsmittel von den Produzierenden noch nicht getrennt waren, in denen die gesamten Verhältnisse übersichtlich waren und in denen vor allem auch aus einer Reihe von soziologischen und ökonomischen Gründen, die ich jetzt nicht ausführen kann, die Struktur des Gemeinwesens selber einen weitgehend statischen Charakter hatte, sich nicht wesentlich weiterentwickelt hat. Nehmen Sie nun einmal eine solche Struktur einer relativ statischen und weitgehend noch hauswirtschaftlich gebundenen Marktwirtschaft an, dann ist es so, daß innerhalb dieser Stadtkerne ein so weites Maß der Übereinstimmung des industriellen Interesses der Bürger und des Gesamtinteresses der Stadt herrscht, daß eben durch diese zugrundeliegende Gesellschaftsstruktur von selbst, einfach weil hier kein Antagonismus zwischen dem einzelnen und dem Ganzen besteht, jene Art von Harmonie zwischen dem Vielseitigen und der Einheit zustande gekommen ist, welche uns als die Schönheit an den mittelalterlichen Städten so anspricht. Es wäre also die Lösung dieser Frage gar nicht so sehr darin zu suchen, ob nun irgendwelche Bauherren sich das ausgesucht haben oder ob die Handwerker es von selbst gemacht haben, sondern sie würde einfach darin liegen, daß die Bedürfnisse jedes einzelnen ihn

dazu vermocht haben, genau so zu bauen, wie es dann dem sich erhaltenden Ganzen eigentlich angemessen gewesen ist. Sie können hier sehen, daß selbst ein solch scheinbar rein ästhetisches Problem, das der besonderen Schönheit der mittelalterlichen Städte, auf eine spezifisch gesellschaftliche Formel, auf die statisch soziologische Form, innerhalb deren sich diese Städte gebildet haben, zurückzuführen ist. Nebenbei gesagt, eine der berühmtesten Signaturen dieser Schönheit ist ja, daß die Straßen damals durchweg Fluchtpunkte gegeben haben und daß infolgedessen eine Art von guter Endlichkeit in diesen Straßen vorgelegen hat. Dies ist nur wieder gesellschaftlich und historisch bedingt. Diese Begrenztheit der Straßen erklärt sich nur aus ihrem gesellschaftlichen Zweck, daß die Städte sich selbst genügten und im Prinzip nicht über sich hinauswiesen. Nicht, daß kein Verkehr gewesen wäre zwischen den Städten, selbstverständlich war er, trotzdem bildete die Stadt in ihrem Hauptgewicht in sich eine geschlossene ökonomische Einheit. Bei den heutigen Städten, bei denen das nicht mehr der Fall ist, wäre der Gedanke, die einzelnen Straßen derart durch besondere zielhafte Gebäude abzuschließen, ein Widersinn und wäre gar nicht durchzuführen. Es ist vielleicht überhaupt so, daß die überkommene ästhetische Lehre, daß nur solche begrenzten Straßen eigentlich schön seien, sich auch in anderen Künsten wie in der Musik dahin geändert hat, daß es eine Schönheit des Unendlichen, des nicht Abgeschlossenen, des Fragmentarischen gibt, die auf einer ganz anderen Ebene liegt, während ich es für denkbar halte, daß unsere Städteästhetik noch auf dem Standpunkt der klassischen Begrenztheit steht, die für die künstlerische Entwicklungsfreiheit überholt ist.

Ein weiteres Problem ist das Problem des Mietshauses. Ich sagte Ihnen bereits vorhin, es ist eine erstaunliche Tatsache, daß es über das ungeheuer wichtige Problem des Mietshauses kaum eine Literatur gibt. Es ist wohl entstanden aus dem *hôtellerie* der französischen Entwicklung, das ursprünglich für die Adligen Wohnung war und das sich dann allmählich schon im

17. Jahrhundert in das Mietshaus verwandelt hat. Ich möchte auf das generelle Problem des Mietshauses hier gar nicht eingehen, vor allem deshalb, weil das Material, das hierüber vorliegt – sieht man etwa von den Schriften von Werner Hegemann⁷ ab –, außerordentlich beschränkt ist. Ich möchte Sie auf ein spezifisches Problem dabei hinweisen. Wir sind gewöhnt, im allgemeinen sehr abschätzig von dem Typus der Mietskasernen zu reden. Diejenigen von Ihnen aber, die romanische Länder kennen, vor allem die, die Paris kennen, werden von dorthier einen Typus des Mietshauses kennen, dem all das Abschreckende, das Abscheuliche, das den Mietshäusern des 19. Jahrhunderts eignet, ganz und gar abgeht. Sie werden darauf sofort sagen: ›Diese schönen Mietshäuser, wie sie in Paris stehen, diese hohen schönen Mietshäuser, wie sie aber auch zum Teil in der früheren Altstadt von Wien zu sehen sind, tragen in sich noch etwas wie Stil, während im 19. Jahrhundert, nach dem Klassizismus des Jahrhunderts, einfach jeder solche Stilbegriff zerbrach‹. Mir scheint aber, daß der Hinweis auf den Stil hier eine Art von praktikablen Prinzipien darstellt, daß Sie damit genau das bereits voraussetzen,⁸ was eigentlich untersucht werden sollte. Man müßte doch wirklich fragen, was es heißt, daß hier Stil waltet und daß dort kein Stil mehr waltet, und was die gesellschaftlichen Gründe dafür sind. Dabei ergibt sich dann sehr schnell, daß ein solch allgemeiner Begriff wie der des Baus von Wohnungen als Handelsobjekten allein gar nicht ausreicht, sondern es handelt sich hier schon um sehr viel speziellere Begriffe. Der wichtigste davon scheint mir der zu sein, daß während des Merkantilsystems, also während jener Form der früheren klassischen Gesellschaft, bei der der sich entfaltende Kapitalismus unter einer allgemeinen Reglementierung durch die Regierung stand, von vornherein dem entfesselten Konkurrenzprinzip, das natürlich in diesem System mitgehalten war, ein Riegel vorgeschoben war und daß deshalb ein Moment des Planvollen da war, das die schlimmsten Barbareien, die sonst wahrscheinlich schon damals verübt worden wä-

ren, verhindert hat. Sie stoßen hier auf eine Paradoxie, die wir von den Gesellschaftswissenschaften her recht oft zu beobachten Gelegenheit hatten, nämlich die, daß gerade gewisse scheinbar rückständige Institutionen wie etwa feudale Restbestände oder wie die Rolle der Höfe innerhalb der Organisation des ganzen geistigen Lebens keineswegs bloß einen negativen Einfluß auf die Entfaltung des Geistigen hatten, sondern daß in ihnen gerade ein gewisses Maß an geistiger Unabhängigkeit, an Zartheit, an Rücksicht gedieh, das in dem fortschrittlichen, sich selbst überlassenen, wild gewordenen Kapitalismus nicht gewaltet hat. Ich nehme an, daß der eigentliche Grund dafür, daß unsere Städte seit dem 19. Jahrhundert so grau geworden sind, darin zu suchen ist, daß dann erst der Unternehmerkapitalismus wirklich ganz losgelassen worden ist. Da erst hat sich jene furchtbare Polarisierung des Städtebaus ergeben, die mir eigentlich als das Beängstigendste erscheint, nämlich auf der einen Seite das Ideal des hochherrschaftlichen Büffets, der überdekorativen protzigen Wohnburg, und auf der anderen Seite jenes Gebilde, das Schinkel als Haus ohne Architektur charakterisiert hat,⁹ wie es ihm zum ersten Male begegnet ist, also die Mietskasernen, jener Typ, wie er etwa im Norden von Berlin¹⁰ gestanden hat. Die Welt hat sich polarisiert, könnte man sagen, nach dem Kurfürstendamm und nach der Ackerstraße. Die Abscheulichkeit der Ackerstraße ist das genaue Komplement der Abscheulichkeit des Kurfürstendamms. Das endgültige Aufgespalten-Sein der Gesellschaft in miteinander unverträgliche Klassen hat sich in der Architektur gespiegelt, und zwar in dem Sinne, daß nicht nur die Armenquartiere ihr verfallen sind, sondern daß die der Reichen an dieser Häßlichkeit ihren vollen Anteil auch genommen haben. Ich möchte sagen, daß diese Polarisierung der Stadt des 19. Jahrhunderts nach zwei Prinzipien von Häßlichkeit unmittelbar der Ausdruck der Aufspaltung der Gesellschaft selber ist und in diesem Sinne interpretiert ist und daß es unmöglich wäre, etwa von einem der beiden Pole allein aus hier eine Korrektur vorzunehmen. Die Häßlichkeit

der Mietskaserne besteht wahrscheinlich nicht darin, daß die Mietskaserne schmucklos ist, sondern sie besteht darin, daß die Mietskaserne von vornherein gar nicht gedacht ist im Sinne der Bewohner, vom Standpunkt des Bewohners aus als eines Subjekts, das darin wohnt und es sich wohl sein lassen soll, sondern daß sie von vornherein konzipiert ist als ein Tauschobjekt, das möglichst wenig kostet und möglichst viel einbringt. Dieses Moment der Verbilligung verbunden gleichzeitig mit dem monumentalen Etwas-vorstellen-Wollen, das hat wahrscheinlich erst den Typus der Mietskaserne hervorgebracht. Ich glaube, [daß] eine Analyse, warum die Mietskaserne im proletarischen Sinne trotz ihrer Schmucklosigkeit so häßlich ist und warum diese Art der Schmucklosigkeit Beispiel jener Schönheit ist, die wir heute gelernt haben, im Schmucklosen zu erblicken, daß eine Lösung dieser Frage eine ästhetische und eine soziologische Frage wäre, der es sich sehr wohl verlohnen würde nachzugehen. Vielleicht erlauben Sie es mir als einem Außenseiter, Sie auf dieses immerhin beunruhigende Problem einmal hinzuweisen. Die These ist die, daß nicht etwa eine allgemeine ökonomische Kategorie wie die des Mietshauses über den Wert oder Unwert der städtischen Gesamtstruktur entscheidet, sondern die konkrete Stellung, die das betreffende Teil innerhalb der Gesellschaft einnimmt. Wenn das Mietshaus in der sich entfaltenden bürgerlichen Gesellschaft vom Individuum den eigentlichen Anstoß erhält, dann drückt sich dies auch rein ästhetisch aus. Wenn das aber nicht mehr der Fall ist, wenn die Entmenschlichung des Menschen gesellschaftlich so sehr fortschreitet, daß der Begriff des Wohnens selber erschüttert wird und die Wohnung sich in ein gesellschaftliches Objekt verwandelt, dann wird das Gleichgewicht, das einmal etwas Hochwertiges erzeugt hat, gestört und etwas Häßliches und etwas Abscheuliches herauskommen. Das ist die Problematik, auf die Sie hier am Mietshaus hingewiesen wurden.

Nun noch ein drittes Beispiel für den Zusammenhang städtebaulicher Probleme mit gesellschaftlichen Formen. Die

herrschende Hausform in England ist – wie Sie alle wissen – das Einfamilienhaus; das sind jene Häuser, die Sie in London überall zu Hunderttausenden, wenn nicht zu Millionen finden. In New York haben wir etwas Ähnliches in den sogenannten ›brownstone houses‹, jenen düsteren Gebäuden in den Straßen Manhattans, die nur an gewissen Stellen durchbrochen sind von den Wolkenkratzern und den wolkenkratzerartigen riesigen ›apartment houses‹. Die einzelne Wohnung, das ›flat‹, wie man es in London nennt, ist demgegenüber eine Neuheit, der in England immer eine Art proletarischer Slums anhaftet. Diese Form ist nicht wirklich heimisch geworden. Wenn Sie diese Einfamilienhäuser ansehen – wenn Sie zum ersten Mal in angelsächsische Länder kommen, dann wird es Ihnen wahrscheinlich ähnlich ergehen, wie es mir als einem Laien in der Architektur da ergangen ist –, Sie werden eine Art von Schock empfinden. Dieser Schock besteht darin, daß alle diese Einfamilienhäuser sich einander ähnlich sehen, ja daß sie einander gleich sind. Sie brauchen auch nur in den bekannten Darstellungen über Städtebaukunst jene Bilder von englischen Städten anzusehen und Sie werden sehen, daß es dort lange Reihen von Einfamilienhäusern gibt, die sich wie ein Ei dem anderen ähnlich sind. Worin beruht nun dieser Schock? Er beruht keineswegs darin, daß diese große Einheit gleich ist, nicht in der abstrakten Gleichheit miteinander, sondern er beruht, wenn ich mich nicht irre, darin, daß hier Gebäude sich ähnlich sind, einander gleichen, jedes einzelne dem anderen, daß aber jedes auftritt mit dem Anspruch, ein Einzigartiges, ein Besonderes zu sein. Es ist der Schock des Doppelgängers, das Prinzip des zur Fratze erklärten Doppelgängers. Es ist der Schock, den wir erfahren, wenn wir etwa zwei eineiigen Zwillingen begegnen, die doch den Anspruch darauf haben, zwei individuelle Menschen zu sein, [die] physiologisch so gleich geprägt sind, daß sie ihrer Individualität eigentlich enthoben sind. Dies ist in dem angelsächsischen Typus des Einfamilienhauses bis zu einem äußersten Extrem entwickelt. Das Problem, das ich hier bezeichnet habe, ist wiederum ein gesellschaftliches Problem.